

Anja Schmidt-Giese

# Possum vor dem Fenster

Abenteuer Alltag in Australien

Erzählungen

Dryas Verlag

Bibliografische Information der Deutschen  
Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publi-  
kation in der Deutschen Nationalbiografie, detail-  
lierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

1. Auflage 2009

© Dryas Verlag, Text und Bilder

Herausgeber: Dryas Verlag, Mannheim

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf  
in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung  
elektronischer Systeme vervielfältigt oder verbreitet  
werden.

Gedruckt auf chlorfreiem und säurefreiem Papier

Umschlaggestaltung: Rosa Segerer, Segerer Design

Umschlagbild: Anja Schmidt-Giese

Herstellung: Gabriel A. Neumann, Heidelberg

Druck: Strauß GmbH, Mörlenbach

Lektorat: Sandra Thoms

ISBN: 978-3-9408550-1-5

[www.dryas.de](http://www.dryas.de)

## INHALT

Teil 1: Ankommen und sich einfinden . . . . .	9
Melbourne: Four Seasons in one day . . . . .	10
Possum vor dem Fenster . . . . .	15
Wo geht es denn hier zum Dunny? . . . . .	27
Sonne, Sand und Meer – Surfing in Australia . . . . .	30
Australien ist völlig ungefährlich, aber . . . . .	37
Average Rocket Scientist – durchschnittlicher Raketenwissenschaftler . . . . .	56
Die zwölf Apostel und Mount Bacon . . . . .	76
Teil 2: Alltag und Reisen durch Victoria und Australien . . . . .	83
Queensland – Croc Country! . . . . .	83
Durch das rote Zentrum . . . . .	91
Teuer leben in Australien: Sydney . . . . .	104
Australier laufen billiger . . . . .	108
Germanboy und der Gurkenhobel . . . . .	111
Weihnachten bei 30 Grad und Buschfeuer . . . . .	126
13-Blockwart und andere Dienstleistungen der dritten Art . . . . .	136
German Barbecue . . . . .	143
One way mountain – der Berg ohne Wiederkehr . . . . .	146
Drive – Revive – Survive: Durch das Land auf Australiens Highways . . . . .	154
Wal, da bläst er! . . . . .	166
Weiberfastnacht der Jugendfeuerwehr Wattenscheid – Tropisches Queensland . . . . .	172
Kondensat deutscher Gemütlichkeit . . . . .	188
Guck mal ein Busch! – Western Australia . . . . .	191
Should I stay or should I go? . . . . .	210
Dame Edna, das Possumfindelkind . . . . .	216

Langsam und höflich vs. Aggressiv und humorlos: Auswandern und mit Unterschieden leben . . . . .	.219
<i>Anhang</i>	
Karte von Australien . . . . .	.225
Slang-Glossar . . . . .	.227

## **Teil 1: Ankommen und sich einfinden**

Wie reagierten unsere Freunde und Familie, als wir ihnen mitteilten, dass wir planten, nach Australien überzusiedeln? Nun, die Familie war natürlich geteilter Meinung, und die, die uns mögen, freuten sich nicht unbedingt: Immerhin kann man nicht mehr mal eben zum Kaffee vorbeischaun. Ähnlich ging es den Freunden, die das Ganze aus touristischem Blickwinkel betrachteten, dass wir nach Australien gehen würden. Aber eigentlich sahen es doch alle eher als ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang. Die Entscheidung, nach Australien zu ziehen, hatten wir recht spontan getroffen. Anders als viele Menschen, die lange davon träumen, auf dem großen Inselkontinent zu leben, waren wir selbst nie dort gewesen. Der Zufall wollte es, dass meinem Mann Peter eine Stelle in der Herz- Kreislauf-Forschung, bezahlt von einem von-Humboldt Stipendium, an der Monash University in Melbourne angeboten wurde und weil wir neugierig waren, ergriffen wir die Gelegenheit. Eigentlich hatten wir keine Ahnung, worauf wir uns einließen.

Na ja, immerhin planten wir zu fliegen und nicht zu schwimmen, in einem Haus in einer Großstadt zu wohnen und nicht in einer Höhle im Outback. Und wir könnten unsere Lebensmittel weiterhin im Supermarkt einkaufen, statt Fische mit einer Angel aus dem Fluss zu holen. Also eigentlich alles ganz normal, nur woanders und mit einer anderen Sprache.

Am positivsten fielen noch die Reaktionen wildfremder Menschen aus, die immer begeistert aufschrien und uns ihren Neid wissen ließen. Doch

seltsamerweise war von den hundertprozentig Begeisterten nicht einmal jeder Dritte jemals „down under“ gewesen. Alle behaupteten aber, Australien wäre das Land, wohin sie selbst am liebsten auswandern würden: Die Leute dort seien so relaxed, das Wetter so schön und überhaupt alles viel besser – bis auf die bösen, giftigen und wilden Tiere, die einem nach dem Leben trachteten. Ihre Standardfrage war also, ob wir denn keine Angst vor Spinnen, Quallen, Schlangen, Haien oder Krokodilen hätten.

Doch dies waren alles Dinge, über die wir uns nie Sorgen gemacht hatten. Eher waren wir gespannt, wie es sein würde, von Tag eins an in einem neuen Land zu leben, eine fremde Sprache zu sprechen, eine Bleibe zu finden und für mich einen Job. Dies sollten unsere ersten Aufgaben sein.

### *Melbourne: Four Seasons in one day*

Nach einem Jahr der Vorbereitung endlich in Melbourne gelandet, konnte ich es gar nicht erwarten, mich umzusehen. Als die Flughafentüren sich öffneten, war ich gespannt, wie exotisch dieser australische Airport wohl im Vergleich zu unserem Abflughafen Düsseldorf aussehen würde. Ich erwartete wirklich so etwas wie beispielsweise einen farbenprächtigen Papagei auf einer Palme sitzen zu sehen! Gut – ich hatte schließlich in den letzten 29 Stunden nicht wirklich viel geschlafen und meine Fantasie hatte sich wohl schon auf Traummodus gestellt. Dass aber aus dem Papagei in der Realität eine Horde fetter kleiner Spatzen werden würde, damit hatte ich wirklich nicht gerechnet!

Davor musste ich aber zunächst einmal noch etwa eine weitere Stunde als eine von vielen in einer

endlosen Schlange von Immigranten anstehen. Dabei fiel mir dann das erste Mal der Unterschied zwischen einem temporären und einem permanenten Australien-Bewohner auf. Die „richtigen“ Bürger (Citizens) wurden mehr oder weniger einfach durchgewinkt, während wir einzeln an den Schalter geholt wurden. Ich muss schon sagen, dass der Beamte von der Einwanderungsbehörde trotz der unchristlichen Uhrzeit – es war 3 Uhr morgens – eigentlich recht nett und gesprächig war. Doch ich denke, dass all seine Fragen nach dem Wohin und Warum wohl etwas mehr waren als reiner Smalltalk.

Endlich offiziell auf australischem Boden, mussten wir zum Glück nicht lange beim Zoll anstehen und konnten ohne weitere Kontrolle passieren. Erst als ich in unserem vorübergehend neuen Zuhause meinen Koffer auspacken wollte, stellte ich fest, wie groß das Glück war, das wir dabei gehabt hatten.

Es gibt nämlich eine lange Liste von Dingen, die man auf keinen Fall mit nach Australien bringen darf, da ja schon auf diesem Weg Kaninchen und Kamele eingewandert sind. Sogar Schmutz unter Schuhsohlen wird nicht gerne gesehen; und wie wir gehört hatten, werden Koffer mit Schuhen deshalb umso lieber kontrolliert. Das Problem, das sich mir stellte, war aber nun, dass ich unsere (sauberen) Schuhe nicht hätte auspacken können, da ich den Zahlencode für meinen Koffer nicht hatte. Das kann ja mal sein nach einer derart langen Reise, nur leider hatte ich ihn nie wirklich für diesen Koffer eingestellt. Ich konnte mich nur daran erinnern, dass ich am Bahnsteig auf dem Weg zum Flughafen daran herumgespielt hatte und dabei musste ich wohl einen mir unbekanntem Code eingestellt haben. Dazu kam dann noch, dass mein Gatte Peter die

großartige Idee gehabt hatte, ein Stück Treibholz von einer recht männlich-organischen Form, das er kurz zuvor an einem Strand in Dänemark gefunden hatte, mitzunehmen. Diese Idee wurde noch dadurch verfeinert, dass er das gute Stück eben in meinen Koffer gepackt hatte.

Ich mag gar nicht daran denken, was die Zöllner zu dem Prachtexemplar gesagt hätten – nachdem sie meinen Koffer aufgebrochen hätten, versteht sich. Dann hätte ich wohl gleich mein Englisch mit Worten für „Geldstrafe“ etwas verfeinern können, da meine Aussage sicher nicht sehr glaubhaft gewesen wäre, dass ich den Koffer nicht öffnen könne. Dass mir dies erspart geblieben war, darüber war ich so erleichtert, dass es mir auch egal war, dass alle meine saubere Wäsche in diesem Koffer feststeckte. Den dreistelligen Zahlencode habe ich übrigens durch stundenlanges Probieren etwa zwei Tage später geknackt!

Ich hätte zu dem Zeitpunkt nicht gedacht, wie wenig entspannt der australische Zoll sein kann. Zumal wir noch im Flugzeug auf recht unterhaltsame Art und Weise davor gewarnt wurden, Lebensmittel mit ins Land zu nehmen. Der Hauptdarsteller des an Bord gezeigten Informationsfilms „Declare or Beware“ war der zu dem Zeitpunkt noch lebende Steve Irwin, ein besonders wegen seines oft tollkühnen Umgangs mit gefährlichen Tieren bekannter Naturfilmer, der das gefährlichste Tier Australiens vorstellte: den Lebensmittelhund, der am Terminal das Gepäck nach Nahrungsmitteln durchschnüffelt. Für Steve Irwin sollte sich der Stachelrochen als das gefährlichere Tier herausstellen, dazu später mehr.

Über die etlichen Monate, die wir nun hier sind, haben wir sicher schon so manchen Suchhund zum Sabbern gebracht. Sei es beim Auffinden von heimatlichem

Grünkohl mit Kasseler, Speck und Pinkelwurst bei unseren Besuchern Dagmar und Michael oder beim Entdecken jener Salami, die in einem Paket von lieben Freunden gesteckt hatte, nachdem ich mich ausdauernd über die mindere Qualität der hier erhältlichen dänischen (!) Salami ausgelassen hatte. Folglich hat das gute Stück uns nie erreicht. Wir hätten es sogar für den Preis von 50 Dollar wieder an den Absender zurückschicken können, da die Salami andernfalls vernichtet würde, wie man uns mitteilte.

Dagegen scheint es wie ein Wunder, dass fast alle unsere Habseligkeiten aus dem Möbel-Container uns erreicht haben – alle, bis auf den Staubsauger. Dieser ist angeblich nicht bei der deutschen Spedition verblieben, hat aber Australien nie erreicht. Vermutlich ist er irgendwo hinter dem Kap der guten Hoffnung ins Meer gefallen. Andere deutsche Einwanderer haben uns übrigens erzählt, dass selbst ein Kirschkernkissen die Einreise ins Land nicht geschafft hat. Oder um es genauer zu sagen: das Kissen schon, die Kerne jedoch wurden herausgeschnitten und vernichtet!

Es ist ein seltsames Gefühl, am ersten Tag nach der Landung ein Leben in Australien anzufangen. Am Anfang fühlt sich jeder Tag an wie Urlaub – so ohne eigene Möbel – nur mit einem (wenn auch nicht zu öffnenden) Koffer, dazu sommerliche Temperaturen und eine unbekanntere Umgebung. Es war schon merkwürdig, Sommer im Januar zu haben, und meine größte Sorge galt anfangs eigentlich der Sonne. Somit cremte ich mich jeden Morgen dick mit der stärksten Sonnencreme ein. In Spanienurlaube hatte ich, sogar im kühleren Norden, immer Creme mit Lichtschutzfaktor 60 gekauft.

Zwei Stunden lang waren wir hier von Drogerie zu Drogerie gelaufen und hatten keine einzige Sonnencreme gefunden, die mehr als Lichtschutzfaktor 30 aufwies. Bis sich eine Verkäuferin unserer erbarmte und uns erklärte, dass der australische Standard mit dem europäischen nicht vergleichbar sei und 30 eben der stärkste Schutz ist, den man hier kaufen kann. In der Tat habe ich bis heute keinen einzigen Sonnenbrand bekommen! Und das bei Temperaturen, die im Januar gerne mal zielstrebig auf die 40 Grad Celsius zugehen. An solchen Tagen vermisste ich sogar den deutschen Winter, da ich ungern nach draußen ging, weil die Hitze vom klebrigen Asphalt geradezu abgestrahlt wurde. Wenn dazu noch ein starker Wind wehte, was häufig der Fall war, dann kam es mir vor, als wenn ich den ganzen Tag angeföhnt würde!

An solchen Tagen führte mich der Weg zu Hause direkt unter die kalte Dusche. Leider hielt das Frischegefühl nicht sehr lange vor, da die frische Wäsche aus dem Schrank sich anfühlte, als hätte sie auf der Heizung gelegen. Vielleicht sollte ich anfangen, die Unterwäsche an solchen Tagen im Eisschrank aufzubewahren!

Ein sehr merkwürdiges Erlebnis hatten wir in der zweiten Woche, als wir an solch einem heißen Tag an den etwa eine Stunde entfernten Strand fuhren. Auf dem Rückweg saßen wir im Zug und als wir an unserer Station ausstiegen, überkam mich ein Frösteln. Ein Thermometer draußen zeigte uns, dass die Temperatur unter dem Einfluss antarktischer Winde innerhalb von nur einer Stunde um 20 Grad gefallen war, so dass ich das erste Mal in meinem Leben bei 20 Grad Celsius Außentemperatur fror. Im Zusammenhang mit dem oft wechselhaften Wetter heißt

es hier gern mal „four seasons in one day“ – vier Jahreszeiten an nur einem Tag.

Für den Anfang hatten wir das große Glück, die möblierte Hausmeisterwohnung einer deutschen evangelischen Kirche mitten im Stadtzentrum beziehen zu können.

Die Wohnung ist nahe des Fitzroy Gardens, einem hübschen Park, der, wie wir feststellten, abends von Possums wimmelte. Mit einem Stück Apfel bewaffnet ist es kein Problem ganz nahe an diese niedlichen Beuteltiere zu kommen. Anfangs dachte ich, ein Possum sei dasselbe wie ein Opossum, aber meine Freundin Tracey klärte mich später darüber auf, dass letzterer der Verwandte aus Amerika ist.

Das hieß, dass zunächst die Stadtmitte in Laufweite für uns war. Der Begriff „in Laufweite“ sollte in den folgenden Monaten allerdings eine neue Dimension annehmen. Australien hat nämlich vor allem von zwei Dingen genug: Platz und Platz sich zu verlaufen! Auf einer Karte sieht die Innenstadt Melbournes aus wie ein Rechteck, was mich zu dem Schluss veranlasst hatte, dass es ja wirklich nicht sehr schwer sein könne, sich hier zurechtzufinden. Dabei hatte ich allerdings nicht damit gerechnet, wie weitläufig diese Stadt ist. Das heißt, bis ich merkte, dass ich in die falsche Richtung lief, taten mir eigentlich schon die Füße weh. Leider passierte mir das eigentlich immer dann, wenn ich, mit Einkaufstüten beladen, auf dem Weg vom Supermarkt nach Hause war.

### *Possum vor dem Fenster*

Melbourne misst von einem Ende zum anderen etwa 80 Kilometer. Die Innenstadt ist hingegen wirklich recht überschaubar, und auf dieser etwa

36,5 Quadratkilometer großen Fläche stehen alle Hochhäuser Melbournes. Das ist eine tolle Sache, da man von weitem – und damit meine ich ab etwa 30 Kilometer Entfernung – die Hochhäuser alle auf einem Fleck, wie Nadeln auf einem Nadelkissen, sehen kann. Das kann bei der Orientierung sehr hilfreich sein, sieht aber recht surreal aus, wenn man am Strand liegt und den Blick nach rechts schweifen lässt und plötzlich diese aufgeräumte Ansammlung von Türmen sieht.

Die meisten Häuser jenseits des Stadtkerns sind ein- bis zweigeschossig, abgesehen von ein paar Ausnahmen, die ich persönlich aber bei einer Stadt von etwa 3,5 Millionen Einwohnern für vernachlässigbar halte.

Die Stadt ist in 472 einzelne Vororte (Suburbs) mit jeweils eigenem Postcode unterteilt. In einem dieser Vororte mussten wir nun ein neues Zuhause suchen und das am besten, bevor unser Container mit all unseren Möbeln Melbourne erreichte.

Wie sollten wir nun aus einer derartigen Vielfalt den richtigen Vorort auswählen, um nach einer Wohnung zu suchen? Nun, ich war noch ohne Job, während Peter jeden Tag etwa 45 Minuten mit Zug und Bus nach Clayton musste. Nahe Clayton wollten wir aber nicht wohnen, da es dort praktisch nichts anderes gibt als die Monash University, an der Peter bis Januar 2008 arbeitete. Der Strand hingegen und die Innenstadt sind etwa 30 Kilometer weit entfernt. Für unsere Wohnungssuche nahmen wir uns also die Teile der Stadt vor, die etwa bis zu 15 Kilometer vom Zentrum entfernt liegen.

Die Wohnungssuche in einem anderen Land hatte ich mir sehr spannend vorgestellt: Einen Blick in fremde Häuser werfen zu können und zu sehen, wie

man denn in Australien so wohnt. Ich muss sagen, dass es wirklich Spaß gemacht hat, Anzeigen auf einer Webseite rauszusuchen und zuerst einmal die Gegend anzusehen, in der das gewählte Haus steht. Das ist eine prima Möglichkeit, die Stadt besser kennen zu lernen. Und zum „Gegend angucken“ hatte ich reichlich Gelegenheit, während ich durch die verschiedenen Suburbs irrte.

Im Schnitt muss ich etwa zehn bis 15 Kilometer am Tag zu Fuß gegangen sein, da die Straßenbahn- und Zugverbindungen zwar recht gut sind, doch eben nicht immer vor der Haustür liegen. Dazu wurde noch der eine oder andere Extrakilometer verursacht durch blanke Orientierungslosigkeit. Zumindest war ich immer mit einem Rucksack ausgerüstet, der Wasser, etwas zu essen und den Stadtplan enthielt, wobei der Stadtplan das schwerste dieser Gepäckstücke war. Der so genannte „Melway“, der jedes Jahr in neuer Auflage erscheint, ist mit seinen damals 896 Seiten etwa so dick wie das Telefonbuch von Hamburg! Allein 518 Seiten sind reine Straßenkarten, der Rest besteht mehr oder weniger aus dem Straßenverzeichnis.

Jetzt könnte man ja meinen: nun gut – Frauen haben das ja eh nicht so mit dem Kartenlesen. Kein Wunder also, dass die sich immer verläuft. Das mag ja zu einem kleinen Teil dazu beigetragen haben, und wahrscheinlich ist die Tatsache, dass ich in einem kleinen Dorf mit genau einer Fußgängerampel groß geworden bin, dem Herumirren eher zuträglich gewesen. Aber es darf nicht vergessen werden, dass diese Stadt einfach so verdammt unübersichtlich ist. Und die Australier scheinen nicht sehr einfallreich, wenn es darum geht, eine Straße zu benennen. Das führt dazu, dass man im Melway zuerst den Straßennamen und dann den passenden Vorort

heraussuchen muss. Treffe ich mich mit einer Freundin in einem Café, dann heißt es also: „... in der High Street und zwar die in Kew.“

Einmal bin ich wohl in den falschen Bus gestiegen. Eigentlich wollte ich nur zwei Stationen fahren, aber nach einer halben Stunde dachte ich mir: „Melbourne ist ja groß, aber doch nicht so groß!“ Um mich nicht noch weiter von meinem Ziel zu entfernen, bin ich ausgestiegen und habe versucht herauszufinden, wo ich bin, was selbst mit dem Melway unmöglich war, da ich nicht mal wusste, in welchen Stadtteil es mich verschlagen hatte. In meiner Verzweiflung habe ich dann in einem Geschäft gefragt. Australier sind unheimlich hilfsbereit, wahrscheinlich weil man sicherlich selbst dann noch verloren geht, wenn man in Melbourne aufgewachsen ist. Die Frau, die mir helfen wollte, war sich nun nicht sehr sicher, als ich nach der nächsten Metrostation fragte. Also griff sie zum Telefonhörer und rief einen Bekannten an, der ihr die Beschreibung per Telefon lieferte. Das nenne ich Einsatz und extrem freundlich!

Eine Woche lang bin ich durch einige Vororte gewandert und habe dabei folgendes Muster festgestellt: Vororte, die näher am Stadtkern liegen, haben meistens eine große, schmucke Einkaufsstraße mit vielen Cafes, Kinos, Supermärkten und den üblichen Schuh- und Klamottengeschäften. Je weiter man sich nun vom Stadtkern entfernt, desto weniger werden diese Geschäfte. In einigen Vororten, etwa 20 Kilometer von der Stadt entfernt, gibt es dann wirklich nur noch den Take-away-Pizza-Laden und vielleicht einen „7-11“, die australische Version eines Kiosks. Jedweder Supermarkt und die Metrostation sind nicht mal nach australischem Maßstab in Laufweite.

Wir wollten auf keinen Fall in einem derartigen Vorstadt-Alptraum sesshaft werden, wo leider die Häuser schon ein paar Jahre älter waren. Einige der Häuser, die wir gesehen haben, sahen wirklich so aus, als würde eine zehnköpfige Familie sich zwei Zimmer teilen, während draußen der Garten aus alten, rostigen Autos und Mülltonnen bestand. Nachdem ich das gesehen hatte, hatte ich schon schreckliche Visionen vor mir, wie ich in meiner Rüsenschürze, den Thrombosestrümpfen und mit Lockenwicklern im Haar im Garten stehe und meinen von der Arbeit heimkommenden Mann erwarte.

Aber bei der Besichtigung von Wohnungen, die etwas zentraler liegen, heißt es, sich genau umzuschauen. Der Standard variiert derart stark, dass wir immer fragen mussten, wie und ob überhaupt geheizt werden kann. Und das ist nun wirklich nicht die Frage, die einem im Hochsommer bei 35 Grad durch den Kopf geht.

Am liebsten hätten wir eines dieser hübschen viktorianischen Häuser gehabt, die meistens einen kleinen Garten und eine Terrasse mit einer schnörkeligen Metallzierleiste vor dem Haus haben. Was man diesen niedlichen Häuschen aber nicht von außen ansieht ist, dass sie dunkel und kalt sind.

Obwohl Australien viel Platz hat, ist jeder Quadratzentimeter Grund und Boden, der zentrumsnah liegt, quasi vergoldet, so dass kein bisschen Platz vergeudet werden darf. So stehen viele Häuser Wand an Wand nebeneinander. Meistens ist nur noch Platz für einen schulterbreiten, langen, dunklen Weg dazwischen, der hinters Haus führt. Die Häuser sind also in die Länge gebaut, und Fenster gibt es nur vorne und hinten. Leider tragen die hübschen, überdachten Terrassen dazu bei, dass noch weniger Licht

durch die Fenster reinkommt. Kalt sind viele Häuser, weil sie aus Holz gebaut sind. Die Wand ist also eher ein Sichtschutz als eine Isolation, so dass es innen eigentlich immer so heiß oder kalt ist wie draußen. Leider mussten wir somit von einem schnuckeligen viktorianischen Häuschen absehen.

Wir fanden dann ein solides, für australische Verhältnisse historisches (etwa 80 Jahre altes) Haus, das aus richtigem Stein gebaut ist. Es liegt in Laufweite zur Chapel Street, einer der erwähnten Straßen voller Möglichkeiten, sein Geld an den Mann zu bringen und ist nur einen Kilometer von der nächsten Metrostation entfernt. Es ist so eine Art Reihenhaus im Tudorstil mit schönen, wenn auch einfach verglasten Sprossenfenstern und einem offenen Kamin, vor dem eigentlich nur noch das passende Bären- oder wohl eher Kängurufell fehlte.

Vermietet wird meist über einen Makler und da es in Australien lukrativer ist, Häuser zu verkaufen, als sie zu vermieten, ist die Motivation, den Mieter zufrieden zu stellen, nicht übermäßig hoch. Eigentlich ist es eher umgekehrt, so dass der Mieter versucht, den Makler zufrieden zu stellen, indem er während der Bewerbung um das Haus so richtig die Hosen herunterlässt und ihn über seine finanziellen Verhältnisse aufklärt. Arbeitsvertrag, Kontoauszug und Vermögen werden geprüft und es wird beurteilt, ob das, was man so auf der hohen Kante hat, ausreicht. Positiv beurteilt wurde übrigens, dass ich keinen Job hatte, mich also um die Instandhaltung und Reinigung des Hauses kümmern könne!

Was die Instandhaltung des Hauses angeht, wurden wir überrascht von der Art, wie dieses Thema vertraglich geregelt wird. Von deutschen Mietwohnungen

kennt man ja, dass man die Auflage hat, die Wohnung zu renovieren. Dementsprechend fand ich es selbstverständlich, einen Makler zu fragen, wie das gehandhabt wird. Mehrfach mussten wir erklären, was es mit dieser Frage auf sich hat, denn offensichtlich renoviert man hier weder beim Ein- noch beim Auszug. Mietwohnungen werden einfach im gleichen Zustand zurückgegeben. Das bedeutet: War beim Einzug ein Kratzer an der Wand oder ein Flecken im Teppich, dann kann er dort auch beim Auszug sein. In dieser Regelung ist aber leider inbegriffen, dass man keine Nägel in die Wände schlagen darf. In jedem Zimmer sind bereits ein bis zwei Nägel oder Haken in der Wand, die bei der Übergabe sorgfältig protokolliert werden. Diese Regelung motiviert also nicht sonderlich dazu, eine Wohnung von sich aus zu renovieren, und jeder bereits vorhandene Nagel wird möglichst gut genutzt. Und eine Renovierung vom Wohnungsbesitzer bezahlt zu bekommen ist durch diesen Vertragszusatz quasi unmöglich, somit wird die Wohnung mit fortschreitenden Jahren immer älter und keine der Seiten ist motiviert, sie Instand zu halten. Hat man dann die Nase voll, muss man eben ausziehen, was für den Vermieter heißt, er kann einen neuen Mieter suchen und vorher die Miete ordentlich anheben.

Etwa drei Monate hatten wir nicht mehr in einer komplett eingerichteten Wohnung gewohnt, da unsere Möbel schon zwei Monate vor unserem Abflug verpackt und verschifft worden waren. Ich konnte es gar nicht erwarten, wieder in meinem eigenen, richtigen Bett zu schlafen. Bis dahin sollte es aber noch etwas dauern. Freitags waren wir eingezogen und hatten bis Dienstag ohne Elektrizität leben müssen, da es der Firma unmöglich war, mitten in der Stadt

rechtzeitig Strom zu liefern! Am Wochenende übernachteten wir auf zwei Matratzen am Boden und das meist recht früh, da es abends ab halb sieben stockduster ist. Immerhin konnten wir zum Essen in eines der nahe gelegenen Restaurants flüchten, eine prima Gelegenheit, die neue Wohngegend besser kennen zu lernen. Auch hatten wir bis dienstags weder Waschmaschine noch Kühlschrank, was ja zum Glück egal ist, solange man keinen Strom hat.

Dafür kamen unsere Möbel wie angekündigt, was ich bei der zurückgelegten Entfernung für eine tolle Leistung halte.

Hatten sich diese ersten sechs Wochen wie Urlaub angefühlt, so kehrte sich die Situation jetzt um. Wir kamen nach Hause oder unser Zuhause kam zu uns. Folglich musste ich mich ständig daran erinnern, dass ich nicht mehr in Deutschland war. Eine große Hilfe war uns dabei der von uns als Schreivogel bezeichnete Gesangskünstler, der ausgerechnet in dem riesigen, alten Baum vor unserem Schlafzimmerfenster morgens um fünf Uhr seinen Platz hatte. Dieser Baum, auf dessen wuchtige Äste wir von unserem Schlafzimmerfenster im ersten Stock blicken, scheint überhaupt sehr beliebt bei einheimischem Getier zu sein. Eines Nachts sahen wir ein fettes Possum, das in unser Schlafzimmer glotzte. Was wohl passieren würde, wenn wir in einer warmen Sommernacht das Fenster offen ließen? Würde es zu ins Bett kommen und sich am Fußende zusammenrollen? Zumindes hat eine der Fensterseiten ein stabiles Fliegengitter, bei dem es sich vielleicht sogar um ein „Possumgitter“ handeln könnte.

Unser Haus einzurichten hatten wir teilweise ohne Auto geschafft, doch spätestens, als wir mit einem 1,80 Meter langen Teppich auf der Schulter und